

„Nun sag, wie hast du´s mit der Religion?“

Goethe, Faust und Gott

- Theaterpredigt -

Friedrich Schorlemmer, Wittenberg

Johanniskirche zu Dessau am

28.9.2008

Gretchen sitzt am Spinnrad allein und singt vor sich hin.

„Meine Ruh ist hin
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmer mehr...
Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach sein Kuß!“

Es ist kein Zufall, wenn in der nächsten Szene – mit der sprichwörtlich gewordenen Gretchenfrage - nicht mehr von Gretchen, sondern von Margarethe die Rede ist. Ganz unvermittelt spricht sie ihn auf seine Religion an.

(In der Dessauer Inszenierung ist es wirklich ein Liebesgespräch über Gott, wobei Faust zunächst immer nur ein Liebesduett will; sie will ein echtes Liebes-Gespräch, das das Religiöse nicht ausklammert. In der Bibel ist Lieben und Erkennen - bei Adam und Eva schon - dasselbe Wort.

Sie fragt ihn:

„Nun sag, wie hast du´s mit der Religion?“

Damit das ein für allemal klar ist... Jedenfalls für die 200 Menschen, die hier sind. da steht nicht: „Wie hältst Du es mit der Religion?“ Und wenn Sie diesen Unterschied noch nicht wissen, dann denken Sie mal nach.

„Wie hast du´s damit?“ ist was anderes als „Wie hältst du´s damit?“

– „Wie hast du´s mit der Religion?“

Margarethe hat keine Zweifel an seiner menschlichen Art, seiner Herzlichkeit, an seinem guten Willen. Nur hat sie den Eindruck, dass er von der Religion „nicht viel hält“. Faust aber ist auf ein Religionsgespräch mit Gretchen nicht aus, sondern auf ihre körperliche Lieblichkeit und wehrt ab, indem er sie klein macht: „Lass das, mein Kind!“.

Sie solle sich daran genüge sein lassen, dass er ihr gut ist, und sie kann davon ausgehen, dass er Toleranz hat und niemandem seine Gefühle oder seine Kirche nehmen will. Also so eine Art Postmoderne: denk was du willst. Ich denke auch, was ich will. Aber ich weiß nicht so genau, was ich denke. Was ich heute denke, muss nicht das sein, was ich morgen denke und ob überhaupt was - mit einem Ergebnis - gedacht werden muss ist auch unwichtig. Das ist Postmoderne.

Margarethe aber will mehr als Gefühl. Sie will Glauben, den man haben müsse und Faust & Goethe fragt zurück: „Muss man?“

Margarethe, in tiefer katholischer Marienfrömmigkeit erzogen, kommt sofort auf die Heiligen Sakramente, und er versichert ihr, dass er diese „ehrt“. Und sie bemerkt, dass er aber kein eigenes Verlangen danach hat und kommt dann ohne Umschweife auf die Frage der Fragen:

„Glaubst du an Gott?“ (Heute früh habe ich im Deutschlandfunk einen mir gut befreundeten Soziologen gehört, der von Religion keine innere, also keine Ahnung hat, und er sollte deswegen darüber eigentlich auch gar nicht sprechen.)

Da erst spürt Faust, dass es ihr ernst ist um diese Fragen und da erst reagiert er ernsthaft und macht klar, dass man es nicht klar sagen kann: Wer denn darf sagen „Ich glaube an Gott“ - vom Menschen aus gesehen eine Anmaßung!

Der große Theologe des 20. Jahrhunderts Karl Barth hat dies, dieselbe Frage, in einem seiner großen Aufsätze aus den 20er Jahren aufgeworfen:

Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben. Das ist unsre Bedrängnis. Alles andere ist daneben Kinderspiel.

Und ich finde, dass deshalb wir Pfarrerinnen und Pfarrer, die wir hier raufsteigen, nicht so tun, als wenn wir es alles von IHM direkt wüssten und sollten tunlichst nicht so viele Sätze mit dem Subjekt Gott anfangen, als ob wir mit höchster Autorität sprechen, weil wir's genau wüssten, als wenn wir gestern Abend grad' mit ihm mal ein Gespräch hatten. Wir sollen wohl alles zu ergründen suchen, in tiefem Nachdenken und im Gebet und im Zweifeln, im Durchringen und im Formulieren bleiben – aber schließlich frohgemut bekennen: „Das ist das, was ich jetzt erkannt habe. Und das sag ich Euch – und denkt Ihr darüber nach.“ So muss geredet werden. Nicht zu selbst gewiß; aber auch nicht als Dauerzweifler, so dass Sie, wenn Sie unter der Kanzel sitzen, denken: Dem müsste man helfen, obwohl der - oder die - da oben steht.

Kann der Mensch von sich aus überhaupt von Gott reden und was verbirgt sich hinter diesem Namen. Sie aber versteht nicht und stellt ihn vor die fatale Alternative „So glaubst du nicht?“

Also er sagt nur: „Naja, Mensch, darüber kann man nicht...“ – Sagt sie: „Aha, du glaubst nicht...“

Das ist auch wieder sehr christlich. Entweder - oder. Licht oder Schatten. Sünde oder Gerechtigkeit. Nee, nee. Immer beides.

Nun entfaltet Faust / Goethe seine Theologie. Sie möge ihn nicht falsch verstehen. Welcher Mensch kann den Namen Gottes aussprechen? Wer könnte sagen, dass er ihm glaubt und ihn empfindet, also ihn in seinem Innersten hat. Genauso wenig sei es unmöglich zu sagen, ich glaube ihm *nicht*. Diese Leute nennt man heute – glaube ich – Agnostiker. Das sind keine Atheisten; sondern, die sagen „Kann sein – kann nicht sein. Aber ich finde: kann nicht sein.“

Goethe nimmt hier nichts anderes in Anspruch als den entscheidenden Vorbehalt, der aus der jüdischen Tradition kommt, dass man den Namen Gottes als Mensch eigentlich gar nicht aussprechen kann. So würde er Gott zu einem Gegenstand unter Gegenständen machen und sei es zum höchsten Begriff. Goethe argumentiert einerseits platonisch, andererseits atheistisch und durchaus mystisch:

„Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?

Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht hierauf?“

Es ist der Gott „alles in allem“, der nicht der Welt gegenübersteht, der nicht wie ein ferner kosmischer Demiurg alles geschaffen hat, sondern das Sein selbst ist, *in* allem Sein gegenwärtig ist.

Immanuel Kant hatte dies in den Ausdruck der Ehrfurcht und der Bewunderung gefasst, indem er schrieb:

Übrigens auch ein protestantisch geprägter Mensch, der indes meinte, die Kirche sei nur für die Leute da, die das brauchen und noch nicht so vernünftig sind, wie er selbst – halt ein einsamer Mann.

Kant schrieb:

„Das ist es, was den Menschen zu immer neuer Bewunderung treibt, der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Tersteegens Lied „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten, und in Ehrfurcht vor ihn treten““ strahlt von solcher mystisch-göttlicher Aura!

Und genau nach diesem Muster kommt nun Faust, aus ganz menschlicher Empfindung, zu seinem Bekenntnis:

„Schau ich nicht Aug in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.“

Und da merken Sie schon: Wenn man nur noch übrig lässt: Name ist Schall und Rauch – hat man nichts verstanden. Wie häufig Kurzzitate uns irreführen, und wir denken, wir wüssten es.

Mit Verstand hat die Gottesfrage also wenig zu tun. Sie hat etwas mit dem Weltgefühl zu tun, nicht etwa mit bloßer Gefühllichkeit, sondern dem Gefühl der (wie Friedrich Schleiermacher das formulieren sollte) der „schlechthinnigen Abhängigkeit“ des Menschen. Alle unsere Worte für Gott sind nur Hilfsörter, um das Ein-und-Alles auszudrücken. Die höchsten Worte für uns: Liebe, Glück, Herz. Wie viele verschiedene Namen haben die Menschen auf diesem Globus für das, was sie nicht aussprechen können, für das, was prinzipiell über, unter und in ihnen ist, ohne es wirklich fassen zu können.

Gott, das ist das Unfassbare schlechthin!

Dem wir in vielen Variationen versuchen, Ausdruck zu geben. Selbsta Ausdruck, Weltausdruck, Gottesausdruck.

Eins wird jedenfalls deutlich: auf eine christliche Rede von Gott lässt sich Faust nicht ein. Von Jesus, dem menschengewordenen Unfassbaren, auch kein Wort vom traditionellen christlichen Credo. Nichts davon, dass der Unfassbare sich hat fassbar machen lassen in einer Krippe und an einem Kreuz, einer, der das Brot bricht mit seinen Freunden und verzweifelt betet im Garten Gethsemane. Das alles wird da ganz und gar ausgeblendet. Es

ist ein Gespräch auf der Ebene des – wie wir sagen würden – ersten Artikels des Glaubensbekenntnisses.

Dies alles ist natürlich für Margarethe höhere Philosophie. Also, wie wir heute sagen würden: „Hör auf mit deinem intellektuellen Gequatsche.“ – Das sagt sie so nicht. Sie sagt: „Also so ungefähr sagt’s der Pfarrer auch“ – aber durchsehen tu’ ich da nicht. Sie ist ein bisschen verwirrt und sieht doch, dass der Pfarrer es so ganz ähnlich sagt, nur mit anderen Worten. Was hier so lapidar, fast banal daherkommt, ist ganz tief: Wir machen alle nur Versuche, dem Unfassbaren erfahrene Wirklichkeit im Wort, in der Musik, in der Gestalt, im Bild zu geben.

Dem Unfassbaren Gestalt zu geben. Ich finde das wunderbar. Es gibt sehr wenige Kirchen, wo die Orgel vorn steht. Das ist gut protestantisch. Dass dann auch ein Bild von Cranach hier hängt... Es ist schon schön, wie Moderne und Geschichte verbunden sind.

Wo wir dieses Mysterium nicht mehr mit im Blick haben, machen wir Gott zu einer Allerweltsformel, zu einem Gebrauchsartikel, den die Institution Kirche wie auch weltliche Mächte gut brauchen und gebrauchen können.

Faust erläutert weiter: Jeder sagt dieselbe Sache in seiner Sprache, mit seinen Mitteln immer mit dem prinzipiellen Vorbehalt, den Lessing in seiner Auseinandersetzung mit dem Hamburger Hauptpastor Goeze schon benannt hatte, dass uns nur die *Suche nach Gott* zukommt, nicht der *Besitz der Wahrheit*, die verschlungene, verschieden geartete Suche. Die Menschen immer haben, solange sie überhaupt nachdenken – und nicht RTL gucken - gesucht.

Dies ist natürlich, meine lieben Zeitgenossen im 21. Jahrhundert, ein Ausweich-Dialog, indem man einfach sagt: Jeder hat eben *seinen* Gott, jeder hat ein anderes Wort, jeder drückt’s irgendwie anders aus; aber letztlich käme es nicht darauf an, *was* einer sagt. Darauf kommt’s schon an! Sofern man den Vorbehalt behält, es könnt’ auch anders sein. „Und was sagst Du dazu?“ Dieses dialogische Denken hat in wunderbarer Weise der jüdische Philosoph Martin Buber entfaltet. Er sagte: Wir müssen eine eigene Aussage wagen und versuchen, dem anderen klarzumachen, was wir denken und indem wir ihm das klarmachen, werden wir uns selber über uns klarer. Und es ist gut, wenn man Leute hat, die anders denken als wir. Dann kommt man auch auf bessere Schärfe seines eigenen Denkens, indem man gleichzeitig versucht, den anderen zu verstehen und der dies ebenfalls als etwas Bereicherndes erfährt, wenn er weiß, dass wir eine Position haben und die auch noch ausdrücken können.

Die Spannung zwischen den beiden Bedeutungen des Wortes „Glauben“ bleibt bestehen: der Glauben, *mit dem* man glaubt - also die Intensität, in der einer sein Grundvertrauen in die Welt ausspricht, damit eine Grundzuversicht ausdrückt, dass da noch eine Kraft ist, die einen trägt, leitet und auffängt, ein Grundgefühl, dass die Welt mir letztlich irgendwie gut ist. Man nennt das in der theologischen Tradition „fides qua“, also der Glaube, mit dem man glaubt, die Glaubenintensität, das Glaubensgefühl, das existentielle Grundvertrauen, das Menschen in unterschiedlicher Weise haben können.

Und das andere ist der Glaube, *den* man glaubt, den christlich geprägten, den hinduistischen oder buddhistisch oder muslimisch geprägten.

Margarethe aber will Klarheit und Entschiedenheit. Entschiedenes Christentum! Ihr leuchtet alles leidlich ein, was Faust erläutert, aber alles, was er ihr da sagt, „steht noch immer schief da rum;

Denn du hast kein Christentum.“

In der Tat, Christentum hat er nicht, sondern ein Allgefühl. Faust kapituliert und kommt auf den Anfang zurück: „Ich bin dir gut, also lieb's Kind, lass uns davon schweigen.“

Merken Sie? Er selbst merkt, die stellt Fragen, die kann selbst ich nicht beantworten.

Margarethe lässt nicht locker und mit der Klarsicht, dem guten und sicheren Gefühl eines einfachen, eines unbescholtenen, eines reinen, eines anmutigen weiblichen Wesens sagt sie ihm etwas über seinen Kumpanen: dass es ihr schon lange weh tut, wenn sie den Geliebten in der Gesellschaft des Mephisto sieht. Allein seine Anwesenheit gibt ihr einen Stich ins Herz.

Also ich sag Ihnen: Manchmal erkennt man Gott am besten dadurch, dass man erkennt, wer er *nicht* ist. Also, wer den Teufel kennt, kann auf diese Weise bisweilen gar Gott kennen. Das nennt man VIA NEGATIVA – also auf dem negativen Weg. Margarethe erspürt das Gegenteil von Gott.

Niemanden habe sie bisher gesehen, der so ein widriges Gesicht hat.

Faust will das kleine liebliche Wesen zum Schmusen, wehrt wieder auf anderer Ebene ab: „Liebe Puppe, fürchte ihn nicht!“

Sie lässt nicht locker. Seine bloße Gegenwart also die Gegenwart des Mephisto macht ihr geradezu körperliche Schmerzen, ja lässt ihr das Blut erstarren. Und er wiegelt wieder ab: „Es muss auch solche Käuze geben.“

Es ist seine spöttische Art, mit der jener merkwürdige Freund ihres „Heinrich“ daherkommt:

„Man sieht, dass der an nichts keinen Anteil nimmt;

Es steht ihm an der Stirn geschrieben,

Dass er nicht mag eine Seele lieben.“ Das ist es. Das ist ein zynischer Hund. Das ist ein kalter Bursche, der nur *ein* Ziel hat, dass der andere nicht merkt, wie er verführt wird. Sie aber sagt: „Es steht ihm an der Stirn geschrieben, dass er nicht mag eine Seele lieben.“ – Kann er auch gar nicht.

In den Armen des Faust würde ihr so wohl, so warm. Aber Mephistos bloße Gegenwart schnürt ihr das Innere zu. Es ist das sichere gute Gefühl, das sich da meldet.

Und ich sag Ihnen: oft sind es die ganz einfachen Menschen, die keine Philosophie studiert haben, die den richtigen Riecher für das Richtige haben Und ich glaube, auch als evangelische Christen müssten wir darauf beharren, gerade die Weisheit der einfachen Menschen zu hören. Ich sag mal, vor allem die Weisheit der alten Frauen, von denen ich in meiner Biographie sehr viel mitbekommen habe. Zunächst von Oma Schmiedecke, Flüchtling/Vertriebene aus Schlesien und später von der 90jährigen Hilde Domin.

Faust tut auch das damit ab, dass sie eine Antipathie hätte. Er muss aber sofort nach der Verabschiedung von Margarethe erleben, wie jener gelauscht hat, wie er sich lustig darüber macht, wie Faust sich von einem jungen Mädchen katechisieren lässt. Da ist sie wieder, die Arroganz des Mephisto. Natürlich das Ding ist als Puppe da – und nicht als Mensch, der solche Fragen stellen kann.

Erst da platzt dem Faust der Kragen (und dann erkennt er, wen er vor sich hat.) Da sagt er: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!“ Darauf wäre er nicht gekommen, wenn Gretchen nicht gesagt hätte, was sie für ein sicheres, gutes Gefühl hat, was das für ein Ekel ist.

Bis *dahin* muß man das Gespräch zwischen Faust und Margarethe lesen und es als ein sehr ernsthaftes Gespräch über Gott, den Teufel, die Welt und uns verstehen. (Im Übrigen ist jene Szene im Urfaust schon fast gleichlautend vorgeformt)

Zu wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält, war er aufgebrochen, war einerseits angelangt in der sokratischen Skepsis, andererseits in der Verzweiflung - bis hin zur Ergebenheit in die Magie. Dann jenes kindliche Gefühl anrührender Erinnerung an christliche Erziehung im Jahreskreis.

(Auch die, die christlich erzogen worden sind, zum Konfirmandenunterricht gegangen waren... Gebt denen wirklich das alles mit. Auch wenn die das nicht gleich aufnehmen. Da bleibt etwas, das dann wiederkommen kann. So wie bei Faust.)

In der Nacht, in der er sich das Leben nehmen will, läuten schließlich die Osterglocken und ein Osternachtchor ruft ihn zurück mit dem altbekannten Lied „Christ ist erstanden“.

Die Dessauer Inszenierung nimmt eine Passage aus Mahlers „Auferstehungsinfonie“ auf, eine an Reinheit kaum zu übertreffende Musik. Wenn Sie da nicht gerührt sind, dann gehen Sie mal zum Arzt. Da stimmt was nicht Das ist so schön aufbereitet – ja.

Deutschland lebt von dem Reichtum seiner Provinz - in diesem Falle von der Inszenierung am Dessauer Theater!

Ich frage Sie und uns alle heute:

Was wird aus einer Welt, in der es immer weniger Menschen gibt, die solche (emotionalen, lebensgeschichtlichen, inhaltlichen) Anknüpfungspunkte aus der Tradition haben? Wenn das immer weniger werden... Ich habe ganz große Sorge um die Traditionsweitergabe an die nächste Generation. Das betrifft die Kirchen, das betrifft die Parteien, die Gewerkschaften, die Vereine – also, wenn ich uns so sehe, wir sind ja vom Alter her im Wesentlichen unter uns. Und ich freue mich insbesondere über die beiden, die dort in der vierten Reihe sitzen.

Und im Sinfoniekonzert, wenn ich nach Leipzig gehe ins Gewandhaus, da gehöre ich schon zu den Jüngeren.

Wer im Osten großgeworden ist, ist mit einer Interpretation des Faust großgeworden, die in sich schlüssig scheint, aber dem Werk in seiner Vieldimensionalität überhaupt nicht nahe kommt. Denn das Stück beginnt mit jener Nachtszene, in der Faust grübelnd resümiert:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemühen.
Da stehe ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor.“

Das ist jene sokratische Skepsis. Und ich bin groß geworden in unserer Deutschen Demokratischen Republik. Also, wenn man das *so* liest
:“...ich habe nun, ach Philosophie, Juristerei und Medizin - phh - und leider auch Theologie – ja so könnte man das auch sprechen... Nee, Neeund leider auch Theologie, das heißt: Ich hab mich auch den Fragen gestellt, die etwas Unergründbares beinhalten.
(Diese Aufführung macht das ganz wunderbar. Ich krieg keine Tantiemen für solche Bemerkung – ist das klar?!)

Er wünscht sich lösende, erlösende Erkenntnis. Er bildet sich nicht mehr ein, etwas Rechtes zu wissen, noch dass er etwas lehren könnte, um die Welt zu bessern und zu bekehren. Er wünscht sich, dass er endlich nicht mehr mit saurem Schweiß das vergeblich zu fassen versucht, was er fassen will: die unendliche Natur.

Er kommt in einen (drogenunterstützten) Trancezustand, in dem er sich fragt:

„Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!“

(Ich habe von zehn Jahren einen Aufsatz geschrieben über „den Gott Goethes und den Gott Goethe“. Goethe hat durchaus den Eindruck gehabt, dass man diese Frage beantworten könne. Aber das darf er, weil er wirklich ein Großer ist.)

Aus dem Zweifel an der Erkenntnis, aus der Verzweiflung der Person über das Nicht-Wissen und Nicht-Wissen--Können gelangt er zur zermürbenden Ungeduld. Er weiß um ein Wissen, das man brauchen kann und oft nur weiß, was man gerade *nicht* braucht. Er erkennt den tiefen Graben zwischen dem Bedürfnis, ganz Geist zu sein und dem Bedürfnis, ganz mit der Erde und ihrem Glück verbunden zu bleiben (Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!) Da belästigt ihn der subalterne Schüler, der bewundernde Primus, der seinem Lehrer alles zutraut. Wagner will Erkenntnis, rationale Erkenntnis, beweisbares Wissen.

Faust antwortet:

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt...“

Aber dieser Wagner versteht nichts.

Wissen Sie, das sind so die ganz Klugen. Ich war viele Jahre Dozent am Predigerseminar. Was meinen Sie, wie viele kluge Leute mir da begegnet sind, bis sie das dann selber machen mussten, was sie an anderen so scharf kritisiert hatten. Wissen Sie, das ist immer die Probe auf's Exempel. Dieser Wagner jedenfalls verehrt den Herren und versteht nichts und entgnet in seiner schlaun Naivität:

„Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen“. Als Faust allein ist, fährt er fort:
„Wie nur *dem* Kopf nicht alle Hoffnung schwindet
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!“

Das ist der Grundvorbehalt der Erkenntnis, der in jenem Gespräch mit Gretchen / Margarethe zum Ausdruck kommt. Und es ist nicht bloß jener im Innersten zerrüttende Erkenntnisvorbehalt. Es ist auch die Irritation über die Antwort auf die Frage, was wirklich gut ist.

„Wer lehret mich? was soll ich meiden?“

Dieser Faust ist sich der Grenzen des Menschen, seiner eigenen Grenzen sehr wohl bewußt. Er macht sich nichts vor über die Schuld, die er mit seinem längst verstorbenen Vater, einem hochverehrten Arzt, gemeinsam auf sich geladen hat, als sie Rezepte zusammenmischten, um Menschen von der Pest zu heilen und ihnen dabei Gift verabreichten.

Die Ambivalenz menschlichen Handelns, die uns gerade angesichts der Segnungen des 20. Jahrhunderts so überdeutlich geworden sind, hat Faust längst vorweggenommen. Denken wir nur an die Kernspaltung, an die weltweiten Energieprobleme, an die Gefährdung unseres Wassers (allein durch die Rückstände unserer Medikamente, die in den Wasserkreislauf geraten oder durch Staudamm- und Bevölkerungsprojekte: Suezkanal, Jangtse, Aralsee, Türkei ...

Es klingt wie der Ruf des Paulus im Römerbrief Kapitel 7: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes?“. Es ist jener *tiefe Widerspruch* im Menschen zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen guter Absicht und böser, jedenfalls problematischer Wirkung. Der „Mensch im Widerspruch“ wird bei Goethe zum Thema. Auch den Konflikt zwischen Gefühl und Verstand werden wir jemals lösen können:

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lärche singt.“

Kennen Sie das? Haben Sie schon mal eine Lerche beneidet?

Dieses Nicht-Fliegen-Können? Ich meine jetzt nicht mit dem Jumbo, sondern jenes leichte Erhoben-Werden. Das fühlen wir zum Beispiel, wenn wir sitzen bleiben und hören – sagen wir – die letzten Streichquartette von Beethoven. Das ist so berührend, dass man sich erhoben fühlt, nicht? Oder auch beim Lied über den König von Thule...

Wie kann der Geist erfahrbar Flügel bekommen und wie bleibt in den Flügeln der Geist? – bis hin zum „Traum vom Fliegen“ seit Phönix bis zum Tarnkappenbomber und dem atmosphärezerstörenden modernen Luftverkehr, zumal mit Urlaubsreisen in den Süden, mit Rüstungsgütern oder Blumen aus Afrika, die hierher kommen, vergiftet sind, nicht verblühen, sondern einfach nur vergammeln. Und wie schön sind Blumen hier im Herbst, die wir im kleinen Gärtchen ernten können. Sie

sind ohne Schuld. Die Blumen, die hier wachsen sind ohne Schuld. Die Sie dort in Supermärkten kaufen, sind alles Blumen mit Schuld.
Und dann immer wieder jener Grundzweifel des Wissenden.

„Oh glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.“

(Dachte ich auch nach meinem Theologiestudium.)

Ich frage mich angesichts solcher Passagen, wie man Faust zu einem Protagonisten der sozialistischen Gesellschaft machen können, zu einem Tatmenschen, zwar voller Widersprüche, aber letztlich zu einem prometheischen Helden.

Insbesondere die „Lösung“, die Faust II bietet, ist an Abgründigkeit gar nicht zu übertreffen, wo aus dem Zweifelnden der Handelnde, die Natur mit aller Menschenkraft und Technik ummodelnde und zerstörende, das kleine menschliche Stück Erde der Philemon und Baucis gnadenlos zermalmen wird.

Als Faust mit Wagner unterwegs ist, ist der Pudel schon längst bei ihm, jenes zwitterhafte Wesen, das ihm den Mephisto schon ankündigt.

Es ist tiefe Menschenver zweiflung, die zur Menschenverachtung führt, wenn er dem Pudel befiehlt, nicht zu knurren, denn zu den heiligen Tönen kann der tierische Laut nicht passen, aber:

„Wir sind gewohnt, dass die Menschen verhöhnen,
was sie nicht verstehen.

Dass sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen beschwerlich ist, murren.

Und wenn wir Menschen schon nicht aus eigener Kraft zur Erkenntnis kommen, so wollen wir doch wenigstens Offenbarung erleben.

Das also nicht *wir* die Erkenntnis erwerben, sondern dass das Erkennen zu uns kommt! So greift er zum Neuen Testament und macht einen neuen Versuch, es zu übertragen, „den garstigen Graben der Geschichte“ zu überschreiten, von dem Lessing gesprochen hatte. Wie kann man das, was früher geschehen ist, heute als eine für uns wichtige, übers Historische hinaus- gehende existentielle Wahrheit gewinnen?

So schlägt er Johannisevangelium Kapitel 1 auf: „Im Anfang war das Wort.“ Weil er das Wort nicht so hoch schätzen kann, versucht er es mit dem Wort „Sinn“ und mit dem Wort „Kraft“ und schließlich mit dem Wort „Tat“.

Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, eine Übersetzung zu suchen, in der das Wort selber eine *Beziehung* ausdrückt. Am Anfang war *Beziehung*. Am Anfang war das Du. Am Anfang war der Dialog. Dialogos! Der Mensch als dialogisches Wesen, der eben, als er mit den Tieren zugange ist, merkt: das reicht mir nicht aus. Ich brauche jemanden, mit dem ich reden kann. Das war übrigens die Geburt der Eva – nach diesem Mythos. Ein Wesen, mit dem man reden kann.

In unserer Inszenierung wird „die Tat“ nicht pathetisch gefeiert, sondern als *eine* Möglichkeit adäquater Übersetzung genannt.

Der Tragödie Zweiter Teil hat kein Happyend. Es ist eine Tragödie.

Insofern finde ich auch die kleine Wendung, die der Regisseur genommen hat – die ihm angekreidet wird – indem er das einfach anders nennt. Das klingt ein bisschen anders als „der Tragödie erster Teil“. Da kann man durchaus sagen: Tragödie Faust. Es ist die Tragödie des Faust. Die Faust-Tragödie. Es ist eine Tragödie.

Und doch, der Engelsgesang über der menschlichen Tragik ist das, was bleibt:

„Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die sich verdammen,

Heile die Wahrheit;
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Um in dem Allverein
Selig zu sein.“

Das große Projekt des Tatmenschen Faust scheitert. Und dennoch wird über den Scheiternden das Wort der Versöhnung gesprochen. Das Bemühen wird anerkannt, auch wenn das Ergebnis nicht dem entspricht, was es sein sollte. Dem Bösen entrissen wird der scheiternde Faust mit den Worten:

„Gerettet ist das ew'ge Glied der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.“

Ja, wenn man dann nur immer sagt: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen – und das Nächste nicht mit zitiert, ist es wieder falsch. Also: Vergessen Sie alle Goethe-Zitate, sofern Sie nicht den Zusammenhang kennen.. Sonst benutzen Sie die nicht mehr. Versprochen?!

Wie sagte Martin Luther: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“
Die ideologisch „verklappte“ Auslegung hatte nur immer zitiert:
„Wer immer strebend sich bemüht ...“

Der Prolog im Himmel nimmt das Hiobthema, die Wette zwischen Gott und dem Teufel, auf, ob der Mensch Gott abschwören würde, wenn er sein Lebensglück einbüßen und ohne Schuld schwer leiden müsste.

Die ganze herzerreißende Dramatik des Hiobbuches wird freilich bei Goethe reduziert auf die Begegnung zwischen Mephisto als einem schemenhaften Widerpart und dem „Herrn über Himmel und Erde“.

Mephisto schließt mit jener spöttisch-ironischen Bemerkung:

„Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.“

Mit dem *Teufel* selbst oder mit dem Teufel *selbst*?

(Hören Sie bitte ganz genau hin – wenn Sie hingehen.)

Hier geht es nur um die Wette, ob Mephisto in der Lage sein würde, den rechtschaffenen Mann auf den Weg des Mephisto herabzuziehen oder ob Faust sich eben nicht herabziehen lässt.

„Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“

„Der Herr“ behält also Vertrauen in sein Geschöpf, bietet dem Zyniker den Faust zur Reibung an, teilt ihn ihm als eine löckende Kraft geradezu zu.

„Des Menschen Kraft kann allzuleicht erschlaffen,

...

Drum geb ich gern ihm dem Gesellen zu,
der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“

Also, Ihr Lieben zu glauben, zu wissen, wenn Euch nicht hin und wieder der Teufel begegnet, wird Euer Glaube faul. Nutzt die in Fragestellung durch den Anderen! Lasst den Zweifel zu! Ringt mit dem Zweifel! Tut den nicht weg! Den braucht man auch, damit der Glaube frisch und lebendig bleibe. So schwer das manchmal ist. Er ist – nach Goethe – dem Menschen zugeteilt.

Mephisto weiß schon, dass er triumphieren wird und dass der Mensch – jeder! - sich zum Niederen herab ziehen lassen wird. (Als wenn Mephisto schon wüsste, dass es einmal eine Zeitung geben würde, die man ohne Brille lesen kann. Und auch noch denkt, es wäre eine Zeitung, die Wichtiges vermeldet. Wie heißt es? „... dass der Mensch sich zu Niederen herab ziehen lassen kann“. Die niederen Instinkte in uns sind ganz schön stark, aber die Faustischen sind auch da. Aber im Faustischen ist das Niedere durchaus enthalten.)

„Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.“

Mephisto weiß gut über den Menschen Bescheid, einen Menschen, der sich einer eigenen inneren Tollheit nur halb bewusst ist und der schwankt zwischen dem Geist- Wesen und einem der Erdenlust versklavten Wesen.

„Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust.
Die Wette gilt.“

Nun, eins macht Goethe&Faust klar: Verachtet nicht die irdischen Genüsse, aber haltet sie nicht für das Einzige, was dem Leben Glück beschert. Noch heute!

Faust – das ist unser Theater!

Vor allem, seit die Welt als res externa wesentlich Objekt unserer Beherrschung geworden ist und wir die Ehrfurcht vor den Geheimnissen des Lebens eingebüßt haben.

Und gerade die, die die Intelligentesten waren, haben etwas vom Geheimnis des Lebens gewusst. Allen voran, der, den keiner wirklich verstanden hat – das ist der Mann mit der herausgestreckten Zunge. Albert Einstein, der davon was gewusst hat, dass es Unsagbares gibt. Er hat eigentlich mehr gewusst als alle und alles noch verstanden, was gar nicht verstehbar ist. Und er hat zugleich etwas vom Geheimnis der Welt gewusst und gesagt. Die Frage „Nun, sag, wie hast du's mit der Religion?“ verdient es, neu aufgeworfen zu werden.

Aber bitte nicht beim Weg nach Santiago de Compostella. Dort liegen keine Gebeine, wohl aber bei der täglichen Meditation; dem Ganz-für-sich-Sein, dem absichtlosen Gehen. Das Denken und das Gehen miteinander verbinden! Auch in seinen Gedanken gehen; aber auch wirklich gehen. Bloß nicht nachahmend, was ein Bestseller vorgibt: „Ich bin dann mal weg!“

Goethe ist ein theologisch längst nicht erschöpfter Gesprächspartner für den Glauben; sein Stück wird auch im Himmel aufgeführt werden.

Noch ganz anders. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist, als alle Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.